

Michel Fliccx

Vom Vergehen der Hoffnung

Zwei Jahre in Buchenwald,
Peenemünde, Dora, Belsen



Wallstein

Michel Fliex
Vom Vergehen der Hoffnung

BERGEN-BELSEN –
BERICHTE UND ZEUGNISSE

Herausgegeben von der
Stiftung niedersächsische Gedenkstätten

Band 3

Michel Fliccx
Vom Vergehen der
Hoffnung

*Zwei Jahre in Buchenwald,
Peenemünde, Dora, Belsen*

Aus dem Französischen
von Monika Gödecke



WALLSTEIN VERLAG

Diese Veröffentlichung wurde gefördert
vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien
aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Titel der französischen Originalausgabe:

*Pour délit d'espérance – Deux ans à Buchenwald,
Peenemünde, Dora, Belsen*

© Wallstein Verlag, Göttingen 2013
www.wallstein-verlag.de

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
unter Verwendung eines Fotos des Autors von 1946; © privat

Druck: Hubert & Co, Göttingen

ISBN (Print) 978-3-8353-1246-3

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-2414-5

Inhalt

Monika Gödecke:
Vorbemerkung

7

Hinweis für den Leser

12

Kapitel eins

Das Fort du Hâ und Compiègne

13

Kapitel zwei

Buchenwald

42

Kapitel drei

Peenemünde

54

Kapitel vier

Buchenwald und Dora

98

Kapitel fünf

Dora

140

Kapitel sechs

Belsen

168

Kapitel sieben

Belsen

213

Kapitel acht

Belsen

247

Regine Heubaum:
Erläuterungen zu Mittelbau-Dora

279

Thomas Rahe:
Erläuterungen zu Bergen-Belsen

287

Vorbemerkung

Michel Flicx wurde am 25. März 1924 in Metz geboren. Er verlor früh seine Mutter und wuchs bei seinem Vater in Evreux auf. Schon im Oktober 1940, noch als Gymnasiast, war er im Widerstand aktiv. Ein tollkühner Versuch des damals erst Sechzehnjährigen, über Nordafrika nach Großbritannien und zu General de Gaulle zu gelangen, scheiterte kläglich, jedoch konnte sein Vater ihn 1941 nach Frankreich zurückholen. Wieder in Evreux, schloss Michel Flicx sich der Résistancegruppe »Vengeance« (Rache) an.

Mit dem Scheitern seines zweiten Versuchs, über die Pyrenäen nach Spanien zu gelangen, beginnt sein Bericht; er endet am Abend des 15. April 1945, dem Tag der Befreiung im Konzentrationslager Bergen-Belsen. Kurze Zeit später kehrte Flicx nach Frankreich zurück. Unter dem Titel »Pour délit d'espérance – Deux ans à Buchenwald, Peenemünde, Dora, Belsen« wurde der Bericht bereits 1947 veröffentlicht. Auf diesem Buch basiert die hier vorgelegte Übersetzung.

Über die Zeit in Nordafrika 1940/41 und seine Aktivität im Widerstand berichtet Flicx in seinem Buch nur kurz. Eine um entsprechende Passagen erweiterte, vor allem aber im Satz umgestaltete Fassung des Buches wurde 1989 in einer sehr kleinen Auflage in Nizza gedruckt.

Ein Exemplar dieser Fassung schickte Michel Flicx der Gedenkstätte Bergen-Belsen, nachdem er diese im Frühsommer 1991 bei einem Abstecher auf einer Urlaubsreise besucht hatte. Damals berichtete er den Mitarbeitern der Gedenkstätte, sein Vater habe mit Nach-

druck darauf bestanden, dass er seine Geschichte sofort nach der Rückkehr aus der Deportation aufschrieb.

Im Lauf dieses Gesprächs klärte sich auch eine Frage, die bis dahin niemand hatte beantworten können: Ein Schwarzweißfoto aus US-amerikanischen Beständen, das auf den 28. April 1945 datiert und dem Lager Bergen-Belsen zugeordnet ist, zeigt einen jungen Mann in Anzug und Hut; er steht in einer Art Verschlag, in dem Urnen gelagert sind, und hält eine davon dem Fotografen entgegen (siehe Seite 246). Wer dieser Mann war, und ob es sich überhaupt um ein Foto aus Bergen-Belsen handelte, war lange Zeit unbekannt.

Michel Flicx berichtete, als »Läufer« in Bergen-Belsen sei er in viele andere Teile des Lagers gekommen, auch zum Krematorium, und nach der Befreiung habe er amerikanische Soldaten herumgeführt und ihnen unter anderem das Urnenlager gezeigt. Noch nach 46 Jahren war in dem jungen Mann auf dem Foto ganz eindeutig der Besucher der Gedenkstätte Bergen-Belsen zu erkennen.

Im Rahmen des Interviewprojekts der Gedenkstätte Bergen-Belsen war auch mit Michel Flicx ein lebensgeschichtliches Videointerview geplant. Da er jedoch sehr viele Reisen unternahm, konnte nie ein Termin dafür vereinbart werden. Zu seiner Familie bestand kein Kontakt, und 2004 sagte er bei einem Telefongespräch, sein Arzt habe ihm eindringlich geraten, an Bergen-Belsen solle er nicht einmal mehr denken. In dieser Situation war ein Interview nicht mehr möglich.

Michel Flicx starb am 8. März 2007 in Nizza. Er war Offizier der Ehrenlegion und ausgezeichnet mit dem Orden »Croix de guerre avec palmes et étoile d'argent«.

Es ist gelungen, einige Verwandte ausfindig zu machen, jedoch keine nahen Angehörigen, die noch über

sein Leben vor und nach der Deportation hätten berichten können oder Fotos bzw. Dokumente besitzen. Somit verfügen wir nur über äußerst spärliche biographische Informationen.

Die wenigen vorliegenden Fotos und Dokumente wurden in die Veröffentlichung einbezogen. Nicht übernommen wurden die im Anhang der Ausgabe von 1947 abgedruckten Fotos der britischen Befreier in Bergen-Belsen.

Die Übersetzung versucht Fliecx' Sprachduktus und Wortwahl von 1947 beizubehalten.

In der heterogenen Häftlingsgesellschaft und verursacht durch die dramatischen Lebensbedingungen blieben Konflikte zwischen einzelnen Häftlingen oder Häftlingsgruppen nicht aus. Es ist nicht untypisch für Häftlingsberichte, dass sich diese Konflikte wie bei Fliecx in pauschalisierenden Wahrnehmungen und Urteilen über Mithäftlinge niederschlagen. So erklären sich bei Fliecx auch Widersprüche zwischen manchen negativen Einschätzungen bestimmter Häftlingsgruppen und seinen differenzierteren Beurteilungen einzelner Mithäftlinge. Zugleich ist sein pointierter, sarkastischer Stil insgesamt eine der Stärken des Berichts, besonders hinsichtlich seiner Darstellung der SS-Männer.

Fliecx verwendet des Öfteren deutsche Begriffe; diese wie auch Begriffe aus anderen Sprachen sind in der Übersetzung kursiv gesetzt.

Soweit möglich, sind Informationen zu den von Michel Fliecx namentlich genannten Personen in Fußnoten ergänzt worden. Für weitere Informationen, insbesondere zu Michel Fliecx, danken wir im Voraus.

Dr. Monika Gödecke
Stiftung niedersächsische Gedenkstätten

Michel FLIECX

POUR DÉLIT
D'ESPÉRANCE

DEUX ANS
A
BÜCHENWALD - PEENEMÜNDE
DORA - BELSEN

Préface de Vic DUPONT

IMPRIMERIE HÉRISSEY
ÉVREUX

*Der Bericht von Michel Fliecx erschien in Frankreich bereits 1947. Foto:
Gedenkstätte Bergen-Belsen/Stiftung niedersächsische Gedenkstätten*



*Michel Fliex etwa ein Jahr nach seiner Rückkehr.
Reproduktion aus der Veröffentlichung von 1947;
Urheber nicht genannt.*

Hinweis für den Leser

Vielleicht ist jemand der Ansicht, ich verwendete in diesem Bericht oft das Wort »ich«, und dass es viel um »mich« selbst geht.

Ich glaubte dies tun zu müssen, weil ich ausschließlich erzählen will, was ich selbst gesehen und empfunden habe. Keinesfalls möchte ich einen Bericht veröffentlichen, den ich nur aus zweiter Hand hätte und der sich daher eines Tages als erdichtet herausstellen könnte. Dieses Buch soll ein weiterer Augenzeugenbericht gegen den Nazismus sein, und wenn auch nur ein einziger der berichteten Fakten widerlegt würde, könnte man das gesamte Werk in Zweifel ziehen.

Wenn ich im Übrigen die unzähligen Berichte hinzufügte, die mitunter noch entsetzlicher sind als mein eigener – Berichte, die ich von meinen Kameraden kenne –, so würde mein Bericht vielleicht an Bedeutung gewinnen, aber er bekäme einen kompilatorischen Charakter, und das könnte Missfallen hervorrufen.

Kapitel eins

Das Fort du Hâ und Compiègne

»Papiere, die Herren?«

Michel und ich sehen uns an. Uns beide durchzuckt derselbe Gedanke:

»Das war's. Jetzt haben sie uns.«

Die deutschen Zöllner stehen um uns herum. Flucht ist unmöglich. Ich habe zwar meine 6.35er im Slip, aber bis ich meine Hosentasche aufgerissen und die Waffe in der Hand habe, wird es schon zu spät sein, und ich kann nicht mitten auf der Straße in Saint-Jean-de-Luz auf die Männer schießen. Überall sind Soldaten unterwegs. Ich würde auf der Stelle erschossen. Besser, ich gebe klein bei; vielleicht kann ich die Waffe wegwerfen, ohne dass sie es sehen.

Ich hatte diese Situation nicht in Erwägung gezogen und einzig daran gedacht, die Waffe erst in den Bergen zu benutzen, falls ich auf eine vereinzelt Patrouille stieße.

»Ihre Papiere sind gefälscht. Kommen Sie mit!«...

Auf solche Art lassen wir uns blöderweise ein paar Kilometer vor der spanischen Grenze verhaften, als wir frühmorgens Verpflegung für unterwegs kaufen.

Vor fünf Tagen sind mein Kamerad Michel und ich von Evreux aufgebrochen, um nach Spanien und dann nach Nordafrika zu gelangen. Fünf Tage ... Wir haben also den 22. April 1943. Wann mögen sie uns wieder laufen lassen? Ich denke lieber nicht darüber nach.*

* In einem 1989 verfassten Text erläutert Fliecx knapp den Hintergrund: »Wir waren aus der Stadt verduftet, denn nach einem Überfall

Auf dem Weg haben die *Boches** mich zu sehr im Auge, als dass ich die Waffe loswerden könnte.

In ihrem Büro werde ich sofort gründlich durchsucht. Michel ist in einem anderen Raum.

Bald trage ich nur noch meinen Slip ... und meine Pistole. So bleibe ich stehen.

»Auch *runter*«, befiehlt mir der Deutsche mit einer Handbewegung. Ich deute eine schamvolle Geste an.

»Keine Frauen hier, nur Soldaten. *Los ... runter.*«

Ich bin gezwungen, mich zu fügen. Die Waffe fällt auf den Holzfußboden. Die zwei *Boches* kriegen sich nicht wieder ein.

»Ach, eine Pistole! ... Pistole!«, brabbeln sie immer wieder.

Sie gehen die anderen informieren, und bald stehen alle um mich herum und starren mich an wie ein wildes Tier. Zum Glück gibt es keine Schläge. Endlich kann ich mich wieder anziehen.

Dann werden wir nach Hendaye gebracht, zum Verhör bei der Gestapo; das geht von elf Uhr morgens bis Mitternacht. Ein paar heftige Schläge wecken mich wieder auf, wenn ich vor Erschöpfung auf meinem Stuhl einschlafe.

Seltsamerweise gehen sie nicht besonders auf die Sache mit der Pistole ein. Ist mir auch lieber. Sie scheinen sich mehr dafür zu interessieren, wer die Leute sind, die uns über die Grenze bringen sollten. Wir könnten ihnen

auf die Dienststelle der L.V.F. [Légion des volontaires français (contre le bolchevisme): Französische Freiwilligenlegion gegen den Bolschewismus] hatten wir eine Akte mit Denunziationen gegen 52 Personen aus dem Département gefunden, und da schien uns der Boden zu heiß zu werden.«

* Schimpfwort für Deutsche.

darauf nur schwerlich eine Antwort geben, denn hätten wir jemand gekannt, wären wir vermutlich nicht so leicht gefasst worden. Als sie schließlich begreifen, dass sie aus uns nichts herausbringen werden, beenden sie das Verhör.

Zuvor hat ein *Hauptmann* vom Zoll mir erklärt:

»Ihr wisst, was ihr für das Mitführen einer Schusswaffe verdient habt? Wir könnten euch erschießen. Aber ihr seid zu jung; wir haben Verständnis für euren Irrtum und lassen euch leben. Ihr geht nach Deutschland, arbeiten, das wird eure einzige Strafe sein.«

»Anständiger Typ«, hatte ich zuerst gedacht – bis zu dem Tag, an dem mir klar wurde, was diese Sätze wirklich bedeuteten:

»Du verdienst den Tod, aber wir erschießen dich nicht hier, sondern schicken dich tatsächlich zum Arbeiten nach Deutschland, aber unter derartigen Bedingungen, dass du garantiert nicht wieder zurückkommst. Überflüssig, uns hier die Hände schmutzig zu machen.«

Ein paar Tage später, am Karsamstagabend 1943, kommen Michel und ich ins Fort du Hâ; es ist in Bordeaux und weit in der Umgebung berüchtigt. Unser erster Eindruck ist schlecht. Am ersten Morgen hat sich in der Nachbarzelle, der Nr. 13, ein Häftling in Isolationshaft erhängt, der berühmte Ben Saïd, ein in Bordeaux sehr bekannter Profifußballer.

Die quälendste Erinnerung aus diesen 54 Tagen in der Zelle im Fort du Hâ ist ganz ohne Zweifel der Hunger. In Zelle Nr. 72 verfügt niemand über die Mittel, sich das Wohlgefallen des Aufsehers zu erkaufen, der das Essen austeilte. Daher bekommen wir jeden Tag nur eine dünne Brühe, während die wohlhabenderen Häftlinge in den anderen Zellen Gemüse bekommen. Wenn überhaupt

ein Handel schändlich ist, dann dieser, dass ein Häftling das Essen eines anderen verkauft.

Und die Erinnerung an die schrecklichen hygienischen Zustände in der Zelle!

Wir sind zu zehnt in einem Raum von 4 auf 2,10 auf 3 Meter, in den Monaten Mai und Juni in Bordeaux. Wir schwitzen ständig. Keine Luft. Wenn der Wärter die Tür öffnet, weicht er zurück, so übel ist der Gestank. Wir fangen das Toilettenwasser auf, das aus der Spülung über den Boden zum Abflussloch läuft. Obendrein fließt es nur nachts (der Druck ist schwach) und tagsüber nur spärlich. Wir krepieren vor Durst.

In den Latrinen machen wir das, wozu jede Latrine dient. Aber außerdem stopfen wir einen Wischlappen in das Loch, denn so können wir das Wasser auffangen und unsere Wäsche oder uns selbst waschen.

Ungeduldig wird der Sonntag erwartet, denn an diesem Tag verteilen die Quäker milde Gaben. Diese Wohltätigkeitsorganisation, die nur allzu viele Häftlinge vergessen haben, schickt uns ein Kilo Kekse und Lebkuchen. Die Verteiler sind erst im Erdgeschoss, da ruft schon der aufmerksame Kamerad, der im zweiten Stock an der Tür horcht: »Die Quäker! Ich höre die Tüten rascheln.« Es sei auf die bemerkenswerten Fähigkeiten hingewiesen, wie sie sich bei einem Häftling entwickeln, der von seiner Zelle aus nichts sehen kann und allein anhand der tausend kleinen Geräusche, die durch seine Tür dringen, alles errät, was von oben bis unten im Gefängnis vor sich geht.

Zu der Zeit, als ich im Fort du Hâ bin, können wir nur ein Mal pro Woche zehn Minuten spazieren gehen, im Hof, immer im Kreis.

Unter meinen Zellengefährten sind viele aus Bordeaux, die ins »Organisieren« deutscher Waren verwickelt waren.

Die Verhöre finden bei der *Kriegsmarine* statt, und den Berichten der Opfer und den schwarzen und violetten Verletzungsmalen nach zu schließen, die sie von den Nieren bis zum halben Oberschenkel aufweisen, nehmen die deutschen Matrosen diejenigen hart ran, die sich weigern, ein Geständnis abzulegen.

Außer diesen Männern aus Bordeaux ist noch ein Belgier da, Nicolas, und der richtet mich auf, wenn mir der Mut schwinden will.

Die Geschichte mit der Pistole lässt mir noch immer keine Ruhe, und es sollte mich wundern, wenn sie so darüber hinweggingen. Und von meinem Vater habe ich noch überhaupt nichts gehört. Schreiben ist unmöglich; wir müssen abwarten, bis jemand »raus kann«. Haben sie meinen Vater auch verhaftet?

Michel ist in Zelle Nr. 74. Nur per »Telefon« können wir zu bestimmten Zeiten Verbindung aufnehmen.

Das »Telefon« ist das Kommunikationsnetz und besteht darin, hinter den Gitterstäben des kleinen Fensters heraus in Richtung der Nachbarzellen zu sprechen. Die Patrouille im Hof kann uns nicht sehen, weil eine Betonhaube praktisch die gesamte Oberfläche des Fensterchens verdeckt. Der Kerl brüllt:

»Ruhe, Redeverbot!«

Sofort geht ein Hagel von Beschimpfungen auf ihn herunter, bezogen auf ihn ganz persönlich, sein *Reich* und die Deutschen im Allgemeinen und sogar auf die Treue seiner Frau.

Es kommt selten vor, dass man am Telefon erwischt

wird. Ein Kamerad horcht an der Tür, ob der Aufseher kommt. In diesem Fall ruft er: »22!« Nur ein Mal hat in der Zelle nebenan der Boche selbst »22« gerufen – als er schon in die Zelle kam. Er ging auf Socken!

Wer erwischt wird, bekommt acht bis 15 Tage Arrest. Kein Licht, feucht, kein Bett. Jeden Tag Brot, jeden vierten Tag Suppe.

Unter meinen Kameraden sei Señor José nicht vergessen. Er ist wegen Tragens von Waffen hier. 21 Jahre alt. Er hat seinen Revolver benutzt, um einen Schmuckhändler im Stadtzentrum von Bordeaux zu terrorisieren. Eine Sache von 15 Millionen. Und dann natürlich sofort ab nach Paris, wo er sie bei Gelagen in angesagten Lokalen und in Villen in Passy* und für Anzüge usw. auf den Kopf haut. Bis zu dem Tag, an dem er mit seinen beiden Komplizen geschnappt wird.

Vorher war er in der französischen Abteilung des Fort du Hâ. Die deutsche Polizei will ihn wegen Waffenbesitzes drankriegen. Und er sagt uns immer und immer wieder mit seinem starken spanischen Akzent:

»Aber das hier ist kein Gefängnis, das ist ein Hotel!«

Stimmt, in der französischen Abteilung sind die normalen Strafgefangenen noch viel schlechter dran als wir. Aber er kennt auch noch anderes. Als Fünfzehnjähriger war er im Spanischen Bürgerkrieg, und Gott weiß, wo er noch alles herumgekommen ist; und dann in Frankreich in den ziemlich berüchtigten Lagern Gurs und Le Vernet.**

* Einer der vornehmsten Stadtteile von Paris.

** Im Lager Gurs in den Pyrenäen (Département Pyrénées-Atlantiques) waren nach dem Spanischen Bürgerkrieg zunächst Spanienkämpfer interniert, die auf republikanischer Seite gekämpft hatten, und ab 1940

Wer immer es möchte, dem erklärt er geduldig, wie man es anstellen muss, um diskret und geräuschlos die Tür eines Safes zu knacken. Wir haben ihm vorgeschlagen, seine Methode mal an der Zellentür auszuprobieren.

Ab und zu musste ich mein Quäkerpaket mit ihm teilen und bemerkte, wie gutherzig er war, denn großzügig überließ er mir die Reste, die die anderen äußerst pingelig teilten:

»Du bist ein Kind, du hast nie gelitten, aber ich bin es gewohnt!«, erklärte er mir mit seinem Akzent.

Hier würde er einem Kameraden nicht mal einen Brotkrümel stehlen.

Einmal sagte jemand von uns zu ihm:

»Doch, wenn ich hungrig wäre, dann würde ich schon ein Brot stehlen, aber doch nicht ein paar Millionen, so wie du, José!«

Da wurde er richtig zornig:

»Millionen! Wenn du für ein Brot zum Dieb wirst, dann bist du doch ein noch viel größerer Dieb als ich!«

In Erwartung der Dinge, die der Tag bringen wird – die Essenausgabe –, versuchen wir uns die Zeit zu vertreiben und reden, während wir auf den Betten hocken oder um den Tisch, der so alt sein muss wie das Gefängnis selbst, denn er beherbergt Hunderte von Wanzen

wurden hierher vor allem Juden verschleppt, bevor sie über Drancy nach Auschwitz deportiert wurden. Im Lager Le Vernet – ebenfalls in den Pyrenäen (Département Ariège) – waren ab Oktober 1939 als feindlich eingestufte Ausländer und Franzosen interniert, zwischen 1942 und 1944 auch zahlreiche Juden vor der Deportation bzw. der Auslieferung an NS-Deutschland. Seit 1992 ist Le Vernet Gedenkstätte für die Internierungslager Frankreichs.

und trägt Inschriften, die Gefangene im letzten Jahrhundert eingeritzt haben.

Sonntags sind weniger Aufseher da, und dann ziehen wir aus einem Versteck in der Mauer ein Kartenspiel heraus, das hier gezeichnet worden ist.

Einmal werden wir erwischt. Der »Spion« geht auf, bevor wir irgendetwas gehört haben. Und als abends die Patrouille vorbeikommt und fordert, wir sollen das Spiel herausgeben, gibt ihnen ein alter Fuchs aus Bordeaux eine Reihe unterschiedlich langer Papierstreifen und versichert ihnen, damit hätten wir gespielt. Das ist nicht ganz falsch, denn mit diesen Markierungen hatten wir die Punkte gezählt. Die *Boches* verlangen genauere Erläuterungen, wie wir gespielt hätten. Völlig ungerührt legt er ihnen eine unglaubliche Spielregel dar. Halbwegs überzeugt sehen sie einander an. Werden sie jetzt unsere Zelle auf den Kopf stellen?

Plötzlich sagt einer von ihnen triumphierend:

»Aber ... um das Papier zu schneiden, war doch ein Messer nötig?«

Um den Kerl aus Bordeaux aus der Fassung zu bringen, bräuchte es schon mehr, und so hält er ihm einen Löffel hin, dessen Griff auf Stein scharf geschliffen worden ist. Ungläubig streicht der Deutsche mit dem Finger über die Klinge und ruft verblüfft: »Das schneidet ja!«

Der ist sicher noch nicht lange in einem Gefängnis und wird noch öfter etwas zum Staunen haben. Er lässt uns das Spiel und das Messer, und das ist uns nur recht.

Von Zeit zu Zeit werden wir zum Frisör geschickt. Ungefähr alle zwei Wochen, es ist kein Luxus. Der Frisör ist im Erdgeschoss, und wir müssen bis ganz hinunter laufen und ... warten, bis wir an die Reihe kommen.

Das ist hier ein Prinzip: Sobald wir einen Fuß aus der Zelle setzen, müssen wir laufen. Unten schüchtert uns ein Uffz* ein:

»Gesicht zur Wand. Nicht sprechen, Monsieur.«

Oh, das ewige »Monsieur«. Der Gipfel der Heuchelei!

Wenn man an der Reihe ist, tippt einem der Boche auf die Schulter, und dann werden einem der Bart oder die Haare »ausgerissen«, denn Rasiermesser und Haarschneidemaschine haben schon lange ausgedient. Und bei einem Bart von zwei Wochen zieht es ganz schön. Trotz des Redeverbotes fragen wir mit zusammengekniffenen Lippen den Frisör, der genauso gut Metzger oder Student sein kann:

»Also, was gibt's Neues? Stimmt es, dass ...?«

Bei der Ankunft haben sie uns Geld, Schmuck und Papiere abgenommen.

Unser Ausweis ist ein kleines Stück Pappkarton mit Name, Vorname, Geburtsdatum, Beruf und Gefangenennummer. Ich habe die 5.669.

Wir dürfen Wäschepakete bekommen. Aber die schmutzige Wäsche kann nicht zurückgeschickt werden, und wir müssen sie in der Toilette waschen oder in der Schüssel, aus der wir auch essen. Die Pakete werden sehnsüchtig erwartet, denn trotz der strengen Durchsuchung kann doch eine Nachricht oder ein Geldschein in einem Saum oder einer Zahnpastatube durchkommen. Da war auch die Idee mit den Zigaretten in den Waschmittelpaketen, aber das ist vor Kurzem aufgeflo-

* Geläufige und etwas despektierliche Abkürzung für »Unteroffizier«; im Original »sous-off«, die entsprechende Abkürzung für sous-officier.

gen. Nichts mehr mit Gauloises rauchen hinterm Vorhang in der Toilettenecke!

Und dann öffnet eines Morgens »Papa«, der diensthabende Aufseher, mit dem alle Gefangenen im Fort du Hâ Bekanntschaft gemacht haben, unsere Zelle und ruft meinen Namen auf:

»Gepäck nehmen. Fertig, Monsieur.«

Ich kann es nicht glauben, und meine Kameraden stecken mir Nachrichten für ihre Familien zu:

»Jungs, ihr wisst, es ist nicht gesagt, dass ich freikomme. Wenn die Briefe nicht ankommen, liegt es nicht an mir.«

»Papa« kommt nachsehen, ob ich fertig bin, und nimmt mich mit.

Unten warten schon mehrere Gefangene, ihr Bündel zu den Füßen und natürlich »Gesicht zur Wand«.

Ja, klar! Ich hab's verstanden. Ich komme nicht frei, sondern hier wird ein Transport nach Deutschland vorbereitet. Die Deutschen lassen nur ganz vereinzelt jemanden frei, und es wäre schon sehr verwunderlich, wenn alle zehn, die wir schon sind, heute in die Freiheit gingen. Kurz darauf kommt Michel, auch ganz niedergeschlagen. Dann noch mehr, ungefähr hundert.

Dann werden wir in Horden von einer Zelle in die andere gejagt. Die einzelnen Gruppen werden gemischt, dann werden wir wieder getrennt, das Ganze vier oder fünf Mal, und schließlich bekommen wir Suppe und eine rohe Artischocke. Dann wird unser Gepäck registriert, und wir werden zu einem letzten Appell aufgestellt und zur Ausgabe von einem Kilo Brot und drei Geleeschnitten. Dann werden wir in einen Hof geführt, wo Busse auf uns warten. An allen Ecken stehen Posten mit dem Gewehr im Anschlag.

Wir fahren bis zu einer Art Güterbahnhof.

Noch immer unter strenger Bewachung warten wir auf der Verladerampe, bis alle da sind. Noch mehr Busse bringen Gefangene herbei. Sie kommen aus der Boudet-Kaserne, die dem Fort du Hâ angeschlossen ist, da die Kundschaft dort zu zahlreich ist.

Viele verschlingen ihren Proviant, und – ach ja – ich mache es wie sie. Als ich zusammen mit fünfzig Kameraden in den Waggon steige, ist nur noch ein bisschen Brot übrig. Jetzt komme, was wolle!

Mit uns steigen vier Soldaten ein und belegen den Platz zwischen den beiden Schiebetüren. Auf dem Boden liegt etwas Stroh. Kein Töpfchen. Wenn wir unser großes Geschäft machen wollen, müssen wir uns von einem Kameraden am Kragen festhalten lassen und uns hinauslehnen ... nach hinten, durch die halb geöffnete Tür.

Bei der Abfahrt lässt einer der *Boches* sein Gewehr durch ein Loch im Boden fallen. Er sieht sehr besorgt aus, denn ihm droht das Kriegsgericht.

Wir versuchen sie über das Ziel des Transports auszuquetschen. Sie gehören zur Wehrmacht und lassen sich herab, ab und zu ein Wort fallen zu lassen. Schließlich erfahren wir, dass wir in Richtung Paris fahren, vielleicht in das berühmte Lager Compiègne.

Die Nacht vergeht ruhig, aber wir fahren nur wenig, knapp bis Libourne.* Die Geleeschnitten und der Wassermangel machen uns entsetzlich durstig.

Der nächste Tag ist noch schlimmer. Es herrscht strahlender Sonnenschein, und wir sehen die franzö-

* Stadt an der Dordogne, östlich von Bordeaux.

sische Landschaft vorbeiziehen. Wenn man bedenkt, dass die Freiheit so nah ist. Wären wir doch nur auf dem Bahndamm, da wären wir frei. Ich würde mich im Gras wälzen, mich in der Sonne ausstrecken, in dem Bistro da hinten ein großes Bier trinken, und ich würde die herrlichen Kirschen pflücken, bei deren Anblick uns allen das Wasser im Munde zusammenläuft. Und was könnte man mir schon vorwerfen, als einem Gefangenen, der die Freiheit und das Leben wiedergefunden hat?

Zwischen Tours und Orléans folgen wir dem sanften und heiteren Tal der Loire. Die Erinnerung an dieses Entzücken sorgte dafür, dass ich die deutschen Landschaften, die zu sehen ich später die Gelegenheit hatte, immer etwas geringschätzig betrachtete.

In einem kleinen Bahnhof fährt der Zug auf ein anderes Gleis, um einen Schnellzug vorbeizulassen. Eisenbahner bilden eine Kette, um uns zu trinken zu bringen. Sie prügeln sich beinahe. Schon beginnen wir die Heuchelei und den Egoismus gewisser Herren im Zivilleben zu erkennen.

Abends kommen wir nach Juvisy.* Dort nehmen wir die große Umgehung durch Bobigny.

Und als wir sehen, wie sich in ein paar Kilometern Entfernung der Eiffelturm in der Dämmerung abzeichnet und alle miteinander schweigend daran denken, dass dort das Herz Frankreichs in seinem großartigen Rhythmus schlägt, als wir die große Stadt wie früher sehen, mit ihren Lichtern, ihrer Vielzahl von Autos und ihren wimmelnden Menschenmengen, diese Stadt, die zu

* Stadt südöstlich von Paris.

erobern so viele Könige und Machthaber sich bis zur Erschöpfung angestrengt haben, ist unser aller Stolz, und unwillkürlich haben wir alle volkstümlichen Lieder zum Lobpreis der Stadt auf den Lippen. Wir singen noch sehr lange, nachdem die Stadt im Schatten verschwunden ist. Auch die Deutschen blicken, das Gewehr zwischen den Knien, in die Richtung, in der die schönste ihrer Eroberungen entschwindet, und vielleicht verstehen sie, welche Empfindungen uns in diesem Moment erfüllen, aber vielleicht denken sie ja auch nur an ihre Familie.

Dann kommt mit der Nacht die Kälte, und dicht aneinandergedrängt legen wir uns hin.

Die ganze Nacht über hat der Zug im Wald gestanden, und am Morgen, während der Nebel, der einen schönen Tag ankündigt, sich zwischen den Bäumen auflöst, kommen wir nach nur wenigen Umdrehungen der Räder in dem kleinen Bahnhof von Compiègne an.

Unter strengster Bewachung bewegt sich unsere Kolonne durch die nachtschlafenden Straßen. Ein paar Vorhänge werden zur Seite gezogen, und traurige und harte Gesichter sehen zu, wie wir vorbeigehen.

Das Lager ist am anderen Ende der Stadt, in einer ehemaligen Kavalleriekaserne. Wir müssen ganz nach unten in das Quarantänegebäude gehen, und dort überlässt man uns unserem Schicksal.

Auf der einen Seite ist die Abteilung der Amerikaner, die in Frankreich gelebt haben. Sie strotzen vor Gesundheit, denn ihr Rotes Kreuz sorgt für sie. Trotz des Wachpostens rufen wir einander aufmunternde Worte zu.

Auf der anderen Seite sind die Leute aus Marseille; ein

Teil der Bewohner aus dem Viertel Vieux Port* ist hierher gebracht worden. Nach dem zu urteilen, was wir davon sehen, ist es ein regelrechtes Nomadenlager. Ganz offensichtlich sind dort mehr Araber, Italiener, Mulatten und Mischlinge als Franzosen.

Man bringt uns unser Gepäck, das uns bei der Abfahrt vom Fort du Hâ abgenommen worden war, und Soldaten unterziehen uns einer kurzen Durchsuchung. Trotzdem können wir alles an Messern, Taschenlampen, Schreibpapier usw. behalten, was wir wollen ...

Das Essen ist sehr karg: täglich eine sehr dünne Suppe, ein Laib Brot von etwa 1200 Gramm für sechs Mann, zwei Mal pro Woche für fünf Mann, ein Teelöffel Butter oder Marmelade und, um all das besser herunterzubringen, jede Menge Kräutertee.

In den ganzen sechs Tagen, die ich im Juni 1943 in Compiègne verbrachte, habe ich nicht ein einziges Mal Helfer vom Roten Kreuz gesehen. Ich weiß aber, dass sie sich später ganz hervorragend verhalten und den Gefangenen zumindest bezüglich der Ernährung das Leben erleichtert haben.

Am Tag nach unserer Ankunft werden wir aus dem Quarantänegebäude herausgeholt, und wir kommen in Block 8 A. Dort werden wir auf mehrere Räume verteilt. Wir sind darin sehr unterschiedlich viele. Jeder hat ein Bett für sich, aber auch seine Ration an Flöhen!

Zum Glück ist das Wetter sehr schön, und wir verbringen den ganzen Tag in der Sonne. Binnen weniger

* Eines der ältesten Viertel von Marseille, besiedelt seit vorchristlicher Zeit.

Tage haben Michel und ich trotz der sehr unzureichenden Ernährung wieder eine gute Farbe bekommen.

Das Leben ist einfach. Morgens Appell: In dem riesigen Hof stellen wir uns auf, der eine im Slip, der andere in Shorts, wir rauchen oder lesen, sitzen auf einem Schemel und warten auf *Bouboule*.^{*} Das ist der Deutsche, der uns zählt; er war im letzten Krieg in Gefangenschaft bei uns, und diese Zeit hat er in guter Erinnerung behalten. Deshalb ist sein Verhalten uns gegenüber voll o.k., und er zeigt uns seine Sympathie, indem er andauernd ein »Himmelherrgottsakrament« loslässt.

Zusammen mit der Ausgabe von Suppe und Brot ist dies das einzige Ereignis des Tages.

Der Hunger erscheint uns weniger grausam als in Bordeaux, denn wir können uns beschäftigen. In acht Gebäuden sind an die zweitausend Männer untergebracht – wie viele Bekanntschaften wir da schließen können! Wir können im Hof umhergehen, und, so verschroben es klingen mag, ich habe inzwischen doch den Eindruck, dass man sich auch von Luft ernähren kann.

Wir bekommen Plaketten mit einer Häftlingsnummer: Für mich ist es die 15.685.

Hier dürfen wir Pakete mit Lebensmitteln und Tabak bekommen, und diejenigen, denen es gelungen ist, ihren Angehörigen heimlich eine Nachricht zukommen zu lassen – es ist nämlich verboten, aus dem *Frontstalag* 122 zu schreiben –, haben ein ziemlich sorgenfreies Leben. Welche Familie, die einen der Ihren in den Klauen der *Boches* weiß, würde sich nicht zerreißen oder

* Ein freundlicher Spitzname, vermutlich auch eine Anspielung auf die rundliche Gestalt dieses Mannes (*boule* – Kugel).

sogar sich selbst einschränken, um ihrem Angehörigen das Beste zu schicken, was das Haus zu bieten hat?

Michel und ich haben eine Nachricht über den Zaun in die amerikanische Abteilung geworfen, von wo aus es sehr leicht ist, Briefe herauszubekommen; und jetzt hoffen wir, dass unsere Nummer recht bald auf der Liste der glücklichen Empfänger [von Paketen] auftaucht; das hilft uns, unser Unglück geduldig zu ertragen.

Ach, Compiègne! Zumindest war ich nicht so unbeachtet, dass ich dich abscheulich gefunden hätte! Hatte ich in jenem Augenblick eine Vorahnung dessen, was unser Schicksal sein würde? Im Warten darauf, ihm ausgeliefert zu werden, genoss ich in vollen Zügen deine Ruhe und deine Sonne, wie ein Taucher, der tief Luft holt, bevor er sich unter Wasser stürzt.

Als Zeitvertreib gibt es ein Theater, wo einige Kameraden – Schauspieler, Musiker, Zauberer oder Conférenciers – sich alles Mögliche einfallen lassen, um, wenn schon nicht unserem Körper, so doch unserem Geist ein wenig Freiheit zu verschaffen.

Ich schließe Bekanntschaft mit einer Gruppe sympathischer Männer aus Rouen, die auch an der Grenze verhaftet worden waren, aber in den Zentralpyrenäen.

Am fünften Tag gibt es Generalappell. Der Transport nach Deutschland wird zusammengestellt. Ein Häftling, der mit einer lauten und gegen Ende vielleicht etwas weniger klaren Stimme gesegnet ist, ruft den ganzen Nachmittag lang unsere Namen auf. Nach und nach treten wir an, und die Deutschen haken uns auf ihren Listen ab. Wenn wir uns ein bisschen geschickt anstellen, können wir entziffern, was neben dem Namen verzeichnet ist, nämlich der Grund für die Verhaftung. Für

mich senkt der Vorleser ein wenig sein Blatt, und ich lese:

»Wollte nach Spanien und Nordafrika. Träger einer Pistole.«

Meinen zukünftigen Chefs gegenüber könnte ich auf derartige Referenzen voll und ganz verzichten.

Nach dem Ende des Appells sind wir ungefähr elfhundert; wir kehren in die Gebäude zurück, etwas aufgeregter beim Gedanken an das Abenteuer, in das wir uns stürzen werden, und auch beim Gedanken an dieses Deutsche Reich, das seine Tore hinter uns schließen und uns absorbieren wird wie schon so manchen Transport, von dem wir noch immer nichts wieder gehört haben. Welchen Kampf werden wir dort bestehen müssen?

Nachts hören wir Schüsse; sie gelten den Leuten aus Marseille, die durch den Zaun in unser Lager schlüpfen, wobei sie eine tödliche Kugel riskieren, wenn sie versuchen, auf dem Misthaufen bei der Küche die Gemüseschalen einzusammeln. In ihrer Abteilung herrscht gnadenloser Hunger, aber trotzdem tauschen sie ihre Essensration noch ohne zu zögern gegen etwas zu rauchen ein, oder verlieren sie beim Kartenspiel. Daher ist die Todesrate bei ihnen hoch.

Am nächsten Tag teilt man uns mit, dass wir eine vorgedruckte Karte schreiben und ein Paket mit den Sachen abschicken können, die wir nicht mit nach Deutschland nehmen wollen. Hitler wird uns großzügigerweise das Porto spendieren.

Unter dem Eindruck der unmittelbar bevorstehenden Abfahrt nehme ich Michels Schweizermesser auseinander und baue nur die Säge wieder ein; damit ist das Werkzeug sehr flach, und ich schiebe es in meinen